

GIUSEPPE
GRACIA
SCHWARZER
WINTER



fontis

Giuseppe Gracia
Schwarzer Winter

www.fontis-verlag.com

GIUSEPPE

GRACIA

SCHWARZER

WINTER

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024 vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

© 2023 by Fontis-Verlag Basel

Bibelstelle S. 5: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift

© 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart

Umschlag: Antje Gracia

Satz: Samuel Ryba – Ryba Design

Druck: Finidr

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-259-8

*«Und wenn ich prophetisch reden könnte
und alle Geheimnisse wüsste
und alle Erkenntnis hätte;
wenn ich alle Glaubenskraft besäße
und Berge damit versetzen könnte,
hätte aber die Liebe nicht,
wäre ich nichts.*

*Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte
und wenn ich meinen Leib opferte, um mich zu rühmen,
hätte aber die Liebe nicht,
nützte es mir nichts.»*

1. Korinther 13

Zuerst ist es, als würde sie nur zuschauen, als würde sie neben sich selber im Auto sitzen, stumm, abgetrennt von den anderen. Erst als sie die Kalaschnikow in die Hände nimmt – die Kühle des Griffs, der Geruch nach Schmierfett –, bricht es durch: das warme, unangenehme Fiebergefühl. Und das Zittern.

Das ist wirklich, denkt sie. Ich tue es *wirklich*.

Betroffen vom Zittern sind vor allem die Hände, auf die sie nicht achten will. Die Hände, die ruhig bleiben sollen, weil es keinen Grund für die Anspannung gibt, weil sie mit den anderen trainiert hat und vorbereitet ist.

Doch das Zittern bleibt, wandert hinab in die Beine.

Auf dem Beifahrersitz dreht sich Julia zum Fenster und blickt nach draußen, um sich abzulenken. Blickt in die dunkelblaue Dämmerung über dem Stoppelfeld, an dem sie entlangfahren.

In der Ferne taucht ein Hochspannungsmast auf, mit den dünnen, schwarz in den Himmel gezeichneten Zweier- und Dreierlinien der Stromleitungen.

«Fünf Minuten», sagt Popeye.

Das ist nicht sein richtiger Name, sondern ein Deckname, wie sie hier alle einen verwenden. Alle außer Julia, weil es bei ihr keinen Sinn macht, weil jeder ihren Namen – Julia Schwarz – aus der Zeitung kennt, aus dem Fernsehen.

Ob Popeye das Zittern bemerkt? Chris, Marge? Sie haben das T2 eingenommen und wirken konzentriert. Marge stiert mit großen glänzenden Augen auf den Schirm ihres Smartphones.

Haben sie Angst? Das T2 putscht auf und bringt einen in Fahrt, doch die Angst kann trotzdem kommen, durch die Ritzen der Entschlossenheit.

Immer wieder hat Popeye Julia das T2 angeboten – ausgerechnet er, der es bestimmt nicht braucht. Popeye ist der *Letzte* in der Gruppe, der das Zeug braucht.

Noch drei Minuten.

Alles okay, sagt sich Julia.

Zugleich hat sie das Gefühl, dass es ein Fehler gewesen ist, die Sache zu planen, dass der Plan zu viele Löcher hat. Dass sie spätestens beim Schlachthaus Probleme bekommen werden. Dass jemand *erschossen* wird.

Julia hält ihre Kalaschnikow fest.

Zwei Minuten.

Chris, bisher still am Steuer, räuspert sich.

Julia muss an ihren Vater denken, an jenen Nachmittag, als er sie mit dem Auto vom Bahnhof abgeholt hat. Wie viele Jahre ist es her? Zehn? Zwölf?

Damals muss sie um die vierzehn gewesen sein. Sie erinnert sich, wie überrascht sie war, den Vater auf dem Bahnsteig zu sehen, weil er sie noch nie vorher abgeholt hatte. Weil es ihn noch nie interessiert hatte, wann sie von einem Schulausflug zurückkehrte.

Sie erinnert sich an sein ernstes Gesicht beim Verlassen des Bahnhofs. Sie erinnert sich an das Schweigen, als sie zum Wagen gingen und der Vater sich ans Steuer setzte, um sie durch den Verkehr zu lenken.

Und dann sagte er leise: «Es tut mir – leid.»

Julia verstand nicht. Was war los?

«Deine Mutter», sagte der Vater.

Er blickte durch die Windschutzscheibe nach draußen in den Verkehr. «Sie liegt im Krankenhaus, wir fahren hin.»

«Im Krankenhaus?»

«Sie hat versucht, sich das Leben zu nehmen.»

Natürlich hatte Julias Vater noch mehr gesagt. Er hatte sich Mühe gegeben, seiner Tochter die Lage zu erklären – doch Julia erinnert sich an kein einziges Wort. Sie erinnert sich nur an den Klang der Stimme. Dass es eine fremde Stimme war. – Warum sie ausgerechnet *jetzt* daran denken muss?

Noch eine Minute.

Das Smartphone von Marge: Jetzt leuchtet der Bildschirm auf. Ein Anruf – Klingelton stummgeschaltet.

Marge nimmt den Anruf entgegen, hört einige Sekunden zu und schaltet das Gerät aus.

Gute Nachrichten: Die anderen sind unterwegs, keine Zwischenfälle. Sie werden wie geplant beim Osttor vor dem Schlachthof warten.

Marge schickt ein Lächeln in die Runde, doch Julia fällt auf, dass die Hand, mit der sie das Smartphone hält, leicht zittert.

«Es ist so weit», sagt Popeye.

Ja, man kann jetzt die Anhöhe sehen. Es ist nicht mehr weit bis nach Fischertal, der Siedlung im Berner Oberland, ihrem Ziel.

Nun muss es schnell gehen. Julia hat den Text eingeübt, die Notizen stecken in ihrer Jackentasche.

Den ersten Teil des Videos haben sie im Warenlager in Oerlikon gedreht. Es war klar, dass Julia auftreten würde, wegen ihrer Erfahrung beim Schweizer Fernsehen, weil sie weiß, wie man sich in Szene setzt, wie man die Stimme moduliert, die Hände ruhig hält, in die Kamera blickt.

Popeye ist bereits aus dem Wagen gesprungen.

Julia folgt ihm und bezieht neben dem Ortsschild «Fischertal» Stellung – so, dass im Hintergrund die ersten Häuser der Siedlung zu erkennen sind.

Popeye richtet das Smartphone auf Julia.

«Etwas nach links», sagt er.

Julia gehorcht.

Sie wirft einen letzten Blick auf den Zettel und steckt ihn weg, bevor Popeye zu filmen beginnt. Sie blickt in die Kamera.

«Direkt hinter mir befindet sich das Dorf Fischertal», sagt sie. «Hier wohnt der Vizedirektor der Schweizer Nationalbank, Thomas Bächler. Hier steht sein schönes Haus. Das Haus, das Thomas Bächler mit dem Blutgeld seiner Bank bezahlt hat. Das Haus, das wir gleich aufsuchen und aus dem wir den Vizedirektor rausholen werden. Wir holen uns Thomas Bächler und nehmen ihn mit.»

Bei dieser Passage – *nehmen ihn mit* – scheint Popeye hinter dem Smartphone zu grinsen, als müsse er sich ein Lachen verkneifen.

«Ihr wisst, warum wir das tun», spricht Julia weiter. «Ihr wisst, dass die Nationalbank blind und taub ist für die Folgen des Klimawandels. Blind für die Konzern-Plutokratie, die uns zu Sklaven macht. Blind für den Zombie-Kapitalismus, den wir Demokratie nennen und der unsere Welt aussaugt. Taub für die Schreie der Natur, der Obdachlosen und Schwachen, die wir hungern, ertrinken, verschwinden lassen unter den Fluten und Tornados, unter den Hitzewellen der Maschinen des Westens mitsamt ihren gekauften Diktaturen.»

Julia legt eine Kunstpause ein. Sie blickt ernst in die Kamera, dann fährt sie fort.

«Immer wieder haben wir es gesagt, immer wieder haben wir gewarnt. Wir haben gekämpft mit euch und *für* euch.

Wir führen seit Jahren den Krieg, der unvermeidbar geworden ist. Weil man eure Stimme sonst niemals ernst nehmen wird, eure Zukunft, die Zukunft eurer Kinder. Weil wir keine *Macht* haben. Die Milliardeninvestitionen in die fossile Industrie gehen weiter. Die schmutzigen Geldanlagen und Großinvestitionen laufen gut geölt. Ihr wisst es, wir wissen es. Aber heute – 2023 – unterbrechen wir den Kreislauf! Heute bringen wir *sie* zum Schwitzen. Kommt und seht!»

Popeye hört auf zu filmen. Er beugt sich über das Smartphone und betrachtet einen Ausschnitt des Videos, viel Zeit haben sie nicht. Er scheint mit dem Take zufrieden.

Sie gehen zurück zum Wagen.

Als Chris losfährt, lehnt Julia sich im Beifahrersitz zurück. Für einen Moment schließt sie die Augen.

Bum-bum.

Das Herz. Es klopft schneller, aber dafür ist das Zittern weg.

Sie erreichen den Dorfkern von Fischertal, fahren langsam über den Dorfplatz. Neben einem kleinen Friedhof erkennt Julia den Spitzturm einer Kirche und später, nach dem Postgebäude, einen dunkelgrauen, birnenförmigen Steinbrunnen, einsam, verlassen.

Sie rollen durch das Dämmerlicht des Morgens, das Julia vorkommt wie Abendlicht, als würde die Sonne nicht auf-, sondern untergehen.

Da ist es! Das Haus von Vizedirektor Bächler. Genau wie auf Google Maps angezeigt, steht es am Ende der Berggasse, direkt neben einer kleinen Gruppe von Birken.

An diesem Morgen ist die Frau des Vizedirektors rund 160 Kilometer entfernt in Genf. Aufgrund ihres Engagements für eine Kunstgalerie verbringt sie zwei Tage pro Woche in der französischen Schweiz.

Das ist einer der Gründe, warum die Kidnapper heute kommen, auch wenn sie natürlich nicht ganz sicher sein können, ob Bächlers Frau nicht ausgerechnet *diese* Woche eine Ausnahme macht und zu Hause bleibt.

Wenn die Gattin in Genf ist, sieht der Zeitplan des Vizedirektors so aus, dass er normalerweise gegen acht Uhr das Haus verlässt, um die 5-jährige Tochter zu Fuß in den nahegelegenen Kindergarten zu bringen, bevor er vom Chauffeur abgeholt wird, der ihn zur Nationalbank nach Bern fährt, meistens gegen 8.30 Uhr.

Es ist jetzt kurz nach sieben Uhr. Der Vizedirektor steht – grauer Anzug, blaue Krawatte – in der Küche. Er blickt zum Küchentisch, an dem seine Tochter sitzt.

«Komm, Schatz, trink aus», sagt er. «Du musst noch die Zähne putzen, bevor wir gehen.»

Zufrieden – und wie immer langsam – nippt die Kleine an der Tasse mit der warmen Schokolade.

Bächler checkt mit dem Smartphone seine Mails und teilt dem Chauffeur per SMS mit, dass er um *8.20 Uhr* mit dem Wagen bereitstehen soll.

«Schatz», sagt er. «Mach schneller.»

Scheinbar unbehelligt nippt die Tochter weiter.

«Schatz –», versucht es Bächler erneut.

Weiter kommt er nicht, denn plötzlich ertönt Krach! – aus Richtung der Haustür? Es klingt wie ein Rütteln, ein Poltern.

In diesen Minuten ist Team Nummer zwei in einer Gegend namens Laufingen eingetroffen, wo sich der Zentralschlachthof befindet.

Blacky und Rouge – ebenfalls Decknamen – sind junge, bärtige Männer aus dem Raum Zürich. In der Gruppe gehören sie eher zu den Stillen, reden nicht viel und erledigen alles, was man ihnen aufträgt, ohne groß nachzufragen.

Nun steigen sie aus dem VW Polo, den sie gestern in einem Kaff im Berner Oberland gestohlen haben, und beziehen vor dem Osttor des Zentralschlachthofs Stellung.

Inzwischen haben Chris, Popeye und Julia den hydraulisch betriebenen Spreizer aus dem Wagen geholt und aktiviert. Eine Maschine, wie sie auch von der Feuerwehr eingesetzt wird, um Türen aufzubrechen.

Das Gedröhne und Geknatter ist so laut, dass Julia im ersten Moment zusammenzuckt.

Die Eingangstür von Bächlers Haus zittert, während Popeye mit weit aufgerissenen Augen auf die Tür starrt, als würde das dabei helfen, den Druck auf sie zu erhöhen.

Der Spreizer ist *viel* lauter als erwartet. Sie haben damit gerechnet – einem Kumpel aus der Feuerwehr vertrauend –, dass die Tür ohne großes Gedröhne sofort nachgeben würde. Doch es dauert.

Risse erscheinen im Holz, das Schloss fröstelt, schlottert. Unendlich *lange*, wie Julia meint.

Bis die Tür endlich nachgibt.

Die verdammt Maschine, nun können sie sie abstellen. Und dann schaffen sie es ins Haus: zuerst Popeye mit vorgehaltener Maschinenpistole, dann Chris, dann Julia. Wie geplant wartet Marge im Auto mit laufendem Motor.

Als Julia den Korridor in Bächlers Haus entlanggeht, fühlt sie zuerst den Widerstand ihrer Beine, als wären sie blockiert, als würde sie jeder Schritt unendlich viel Kraft kosten.

Popeye und Chris verschwinden im Zimmer weiter vorne, Julia kann sie nicht mehr sehen. *Schnell!* Sie geht weiter durch den Korridor bis zur Treppe, die hinauf in den nächsten Stock führt.

Am Treppenabsatz hört sie einen Schrei und blickt nach oben, wo ein Mädchen steht.

«Papa!»

Natürlich, sie will zu Papa. Die Kleine ist wahrscheinlich nach oben gegangen, in ihr Zimmer, um ihre Kindergarten-Sachen zu holen. Dann hat sie Geräusche gehört, von unten, aus dem Raum am Ende des Korridors, aus der Küche. Ja, Julia erinnert sich an den Bauplan des Hauses. Der Raum gegenüber dem Treppenaufgang *ist* die Küche, und dort sind Chris und Popeye wohl gerade dabei, Bächler zu fesseln.

Julia nimmt die Stufen, nähert sich dem Mädchen, kann die Augen sehen, die stumm auf sie gerichtet sind, die Blässe des Kindergesichts, die Reglosigkeit des kleinen Körpers.

«Geh in dein Zimmer», sagt Julia.

Sie gibt sich Mühe, ruhig zu klingen, freundlich.

Das Mädchen weicht ihrem Blick aus, schaut zu Boden. Vielleicht kommt ihr der Gedanke, dass das alles bloß ein Traum ist, aus dem sie gleich erwacht? Warum nicht? Das alles *sollte* nur ein Traum sein, ein böser Traum.

«Bitte», sagt Julia. «Wo ist dein Zimmer?»

Immer noch zu Boden blickend, ruft die Kleine erneut nach Papa, und diesmal hallt unter ihnen – aus der Küche – ihr Name zurück.

«Sophie!»

Thomas Bächlers Stimme, wie ein Schmerzensschrei. Dann herunterfallende Teller, Tassen, Besteck.

Die Kleine will wegrennen, Julia hält sie am Arm fest.

«Wo ist dein *Zimmer*?»

Das Mädchen macht die Augen zu, windet sich.

«Bald ist es vorbei, bald kommt deine Mama.»

Aber während Julia das sagt, muss sie wieder an damals denken und kann die Stimme ihres Vaters hören: *Deine Mutter – Krankenhaus.*

Julia schiebt die Erinnerung weg.

Sie kann das Zimmer sehen, gegenüber der Treppe links.
Ja, die Tür des Zimmers steht offen.

Julia zerzt die Kleine – das Ärmchen fest im Griff – hinüber.
Sieht aus wie ein Gästezimmer; nur ein Kleiderschrank
und ein schmales, nicht bezogenes Bett.

Die Kleine beginnt zu weinen.

Weiterhin erhältlich



Giuseppe Gracia
Der letzte Feind
Roman

Unter der Führung eines neuen Papstes, der für viele ein rückständiger Traditionalist ist, plant die katholische Kirche in Rom das «Dritte Vatikanische Konzil»: eine Versammlung von über 3000 Bischöfen und Kardinälen aus aller Welt, geprägt von heftigen Richtungskämpfen. Bereits im Vorfeld kommt es zu mysteriösen Todesfällen und schließlich, während des Konzils, zu einem brutalen Anschlag. – «Der letzte Feind» ist ein philosophischer Thriller zwischen Technikgläubigkeit und Christentum, zwischen Humanismus und globaler Totalverwertung des Menschen. Grandios ausbalanciert und inszeniert.

978-3-03848-196-6 | Klappenbroschur | 256 Seiten



Giuseppe Gracia
Der Tod ist ein Kommunist
Ein Fiebertraum

In Bezug auf die Corona-Pandemie hat der Professor offenbar Wahnvorstellungen entwickelt: Journalist Hofstetter besucht seinen Doktorvater und Freund in der Psychiatrischen Klinik Hobelberg, wo der Emeritus für Philosophie therapiert wird. Der alte Mann muss die Menschheit davor warnen, sich impfen zu lassen. Er geht fest davon aus, dass hinter der Corona-Politik eine Verschwörung steckt. Hofstetter versucht, den internierten Freund zur Vernunft zu bringen. Doch dann wird er auf offener Straße entführt. Die schwer bewaffnete Gruppe «weiß», dass demnächst der Untergang der Menschheit stattfindet ...

978-3-03848-217-8 | Klappenbroschur | 152 Seiten